

Radikal zärtliche Freundinnen

Auch inszenierte Gefühle können authentisch sein: Lisa Krusches sehr zeitgeistiger Roman »Unsere anarchistischen Herzen« VON ANNA-LISA DIETER

Der Zeitgeist hat die Zärtlichkeit entdeckt. Radical Softness, der offensive Umgang mit den eigenen Gefühlen, ist ein prägender Diskurs der Gegenwart. Die eigene Verletzlichkeit auszustellen, auch öffentlich, gilt dabei als souverän, als Akt der Stärke. Robert Habecks Worte vom »schmerzhaftesten Tag« in seiner politischen Laufbahn (im Interview mit dieser Zeitung), nach der Ernennung von Annalena Baerbock zur Kanzlerkandidatin, waren *radical soft* und genau deswegen für manche noch irritierend.

Radikale Sanftheit als Motiv, Wunsch und Appell wandert durch Pop, Tanz und Theorie der Gegenwart. Die Macht des Zarten findet besonders im queereffemistischen Nachdenken über Beghren und Geschlechterordnung ihren Ausdruck: Carolin Wiedemanns *Zart und frei* oder Seyda Kurts *Radikale Zärtlichkeit*, beide in diesem Jahr erschienen, trauen der zärtlichen Kraft Großes zu, nämlich patriarchale Unterdrückungsmechanismen zu überwinden.

Die Netzavantgarde diskutiert das Konzept schon länger. 2015 postete die US-amerikanische Künstlerin Lora Mathis auf Instagram ein Foto mit weißen Buchstabenwürfeln, aufgereiht zu den Worten: *Radical softness as a weapon*. Um die Buchstabenfolge drapiert, vor rotem Hintergrund, eine Perlenkette, Schmuckherzchen und drei große Messer. Weichheit als politische Geste, Widerstand gegen eine patriarchale Gesellschaft, die von ihren Mitgliedern Affektkontrolle und Toughness verlangt. So begann die Radical-Softness-Bewegung, die Lisa Krusche, 1990 in Hildesheim geboren und 2020 beim Bachmann-Wettbewerb mit dem Deutschlandfunk-Preis ausgezeichnet, auf dem Feld der Literatur weiterführt.

Ihr Essay *Heul doch*, mit dem sie 2019 den Radio-Essayspreis der Literaturzeitschrift *Edis* gewann, ist ein Plädoyer für das Weinen. 2020 sendete der SWR Krusches Essay *Hab von dir geträumt, du hast meinen Kaktus abgebrochen, der die Vorstellung von Liebe, die gewöhnlich immer noch mit dem Paar, der letzten Bastion der bürgerlichen Gesellschaft, zwangsverklammert ist, erweitert und sie für die Freundschaft öffnet*. »Ich liebe dich« wird von der Autorin zum Sprechakt umgebaut, der die beste Freundin adressiert. Das überdeutliche Ja zu Gefühlen, das die beiden Essays verbindet, bildet auch das Grundraster von Krusches Debütroman, einer feministischen und formal eigenwilligen Neufassung des Coming-of-Age-Plots: *Unsere anarchistischen Herzen* ist ein Post-Instagram-Roman (das heißt, nicht nach Instagram, sondern von Instagram durchdrungen), der souverän mit Zeitgeistthemen umgeht und besonders Millennials berühren wird.

Die Anlage des Romans beruht auf Symmetrie: Zwei jugendliche Protagonistinnen, Charles und Gwen, erzählen aus der Ich-Perspektive von sich selbst, in zumeist kurzen, fragmentarischen Kapiteln, die nur mit ihren Namen überschrieben sind. Sie wechseln sich ab, sodass die Leserin zwischen zwei weiblichen Erzählstimmen hin- und herspringt.

Einerseits Charles: Sie wird von ihren labilen Eltern gegen ihren Willen und gemeinsam mit ihrem jüngeren Bruder Nico zwangsverpflanzt. Von Berlin nach Heinde, einem Dorf in der Nähe von Hildesheim, in eine Hippiekomune. Dort kümmert sie sich um ihren Ego-Vater, einen schubhaft psychotischen Künstler mit Schaffenskrise, und um ihre Ego-Mutter, die einen »Aufgangsbereich für das Licht« plant. Charles ist, was man in der Fachsprache »parentifiziert« nennt, sie übernimmt die Rolle eines Elternteils. Gegen die Einsamkeit und ihre Sehnsucht nach Berlin, vor allem nach ihrem besten Freund Gustav, hilft eine kunterbunte Truppe nichtmenschlicher Wesen: ein Stoff-Oktopus, der aus dem Automaten einer Raststätte stammt, eine Bananenpalme aus dem Baumarkt, ein Pony namens Gerd sowie Rudolf, ein Hund, der ihr vorübergehend anvertraut wird. Wenn sich Charles auf Gerd's Rücken durch Hildesheim bewegt, die einzige »Mittelstadt« in Reichweite, dann mit dem Selbstverständnis einer »motherfucking Pippi Langstrumpf«.

Foto: Julian Strömmer/Univision

Lisa Krusche, geboren 1990, wurde mit ihrem Essay »Heul doch« bekannt, einer Apologie der Zärtlichkeit

Andererseits Gwen: eine innerlich beschädigte Figur, verletzt durch die Herzlosigkeit ihrer Eltern, abgestoßen von deren dekadentem Reichtum. Ihr älterer Bruder Chris verbirgt sich hinter seiner Playstation, die er gerne auch mal vom Balkon wirft. Dann liegt sie zerstört im Vorgarten, und er bekommt eine neue. Gwen findet andere Wege, mit ihrer Wut umzugehen, sie ritzt sich, was nur angedeutet wird, und sie schlägt auf Männer ein. Dazu schließt sie sich einer Gang von *bad boys* an, die sich über Rumblr (eine App, die außerhalb des Romans nur zum Schein lanciert wurde) zu Fights verabreden. Gwen nimmt das Vorurteil an, dass Mädchen nicht kämpfen können, und verstärkt es, sie schlägt unkontrolliert auf ihre Gegner ein, völlig unberechenbar, »maßlos brutal«, ohne Furcht. Verliebt ist sie in Mo, einen Jungen aus der Gang, mit dem sie gelegentlich Sex hat und Drogen nimmt. Auf Tinder verabredet sie sich zudem mit älteren Männern, die sie belaudt, während sie mit ihnen schläft. Das Geld spendet sie an wohltätige Organisationen. Eine Beischlafdiebin aus reichem Elternhaus, die Reichtum umverteilen will (ohne diesen Zusatz hätte ihre Geste weniger Pathos, mehr Punk). »Tinder-Robin-Hood« nennt sie sich selbst: »Aber das Projekt stagniert.«

Zweimal pubertärer Weltschmerz, zweimal Leiden an der Kaputttheit der Eltern und schließlich ein Kiosk, der den Weg aus dem Unglück bahnt: Hier jobbt der sympathische Student Sinan, hier treffen exakt in der Mitte des Romans die beiden Protagonistinnen aufeinander, eine Begegnung, die zu »tektonischen Verschiebungen im eigenen Herzen« (so beschreibt es Gwen) führt wird. Sinan verkuppelt die beiden Mädchen, fädelt ihre behutsame Annäherung ein, die keusche Berührungen einschließt. An Rührseligkeit spart die Autorin dabei nicht. Charles erzählt davon, wie sie ihre traurige Freundin tröstet: »Darf ich?«, sage ich und Gwen nickt. Ich lege meine Hand auf ihren Brustkorb. »Du kannst alles fühlen, was du willst, sage ich, ich bin da.« Ihre Tränen tropfen in die trockene Erde. »Können wir hier bleiben, bis es dunkel wird?« – »Meinetwegen für immer.« Die Figuren gelangen zur Einsicht, dass ihre Beziehung eine Form von nichtbiologischer Familie stiften kann. Charles im Chat mit Gwen: »Ich schreibe: wir müssen unsere eigene familie gründen / Sie schreibt: du meinst mit Kindern und Mann und all dem! Ich schreibe: nein auf keinen / ich meine mit uns / Sie schreibt: ok.« Von diesen Herzen ist keine Revolution zu erwarten. Die Zärtlichkeit bleibt bewusst unpolitisch. Gwen, die Zucker liebt, wünscht sich »aspiration fürs ganze Leben«.

Der Text setzt auf intensive Farben. Gwen nimmt ihre Umgebung farblich wahr, besonders in unterschiedlichen Schattierungen von Blau. Neben das Blau treten Rosa, Pink, Rot. Diese Farben zitieren im Zusammenspiel mit Motiven wie der Palme, dem Meer, der auf- oder untergehenden Sonne die künstliche Ästhetik des Vaporwave, einer um das Jahr 2010 im Netz entstandenen Musik- und Kunstbewegung. Blau leuchtet auch der Handybildschirm, vor dem Gwen (anders als Charles), sei es auf Twitter, YouTube oder Instagram, viel Zeit verbringt. Das von Krusche beschriebene Glitzern, Glänzen, Funkeln, Schimmern, Blinken und Flirren, das sich auf Figuren, Dinge oder die Atmosphäre beziehen kann (letzter Satz des Romans: »& alles ist so golden«), erinnert an die Effekte, die Instagram-Fotos verlieren. Der Glitzer in diesem Post-Instagram-Roman ist ein Verweis auf seine Künstlichkeit. Was für die Gefällt-mir-Hezen auf Instagram gilt, gilt auch für *Unsere anarchistischen Herzen*: Die Trennung zwischen Inszenierung und Authentizität ist aufgehoben.



Lisa Krusche:
Roman: S. Fischer Verlag,
Frankfurt am Main 2021;
448 S., 23,- €,
als E-Book 19,99 €

Frauen, die sich Gehör verschaffen

Eine gallige Gesellschaftssatire an der Kreuzung von Rasse und Klasse: Kiley Reids Roman »Such a Fun Age« erzählt von einer schwarzen Babysitterin und ihrer weißen Auftraggeberin VON KAI WIEGANDT

Der Vorfall ereignet sich an einem Samstagabend in Philadelphia. Die 25-jährige Babysitterin Emira Tucker wird von ihrer Arbeitgeberin Alix Chamberlain gebeten, zu später Stunde mit ihrer zweijährigen Tochter einkaufen zu gehen. Eine Fensterscheibe der Chamberlains wurde zertrümmert, die Polizei muss kommen, da wäre es besser, wenn das Kind nichts mitbekommt. Was Alix ihrer dunkelhäutigen Babysitterin verschweigt: dass ihrem Mann Peter in seiner Fernsehmoderation eine Äußerung über die Lippen gekommen ist, die als rassistisch aufgefasst werden kann. Nun schiebt Emira, die von einer Party kommt und ein knappes Kleid trägt, das Kind durch die Gänge eines Supermarkts für Reiche – und wird vom Sicherheitsdienst festgehalten. Man verdächtigt sie, das Kind entführt zu haben. Ein junger Mann filmt die folgende verbale Auseinandersetzung mit dem Handy, doch erst als Peter mit rot angelaufenem Gesicht sein Kind in die Arme schließt, lässt man die junge Frau laufen.

Die Szene enthält vieles von dem, was Kiley Reids Roman *Such a Fun Age* ausmacht: den Irrwitz, mit

dem sich im Alltag Abgründe auf tun, das Augenmerk auf Rassismus, ökonomische Ungleichheit und das immer wieder scheiternde Bemühen weißer Amerikaner, bloß nicht rassistisch zu wirken. Einiges erinnert an Chimamanda Adichies Roman *Americanah*, in dem ebenfalls Rassismus und Einkommensunterschiede die Arbeits- und Liebesbeziehungen der Hauptfigur belasten. Doch was bei Adichie Episode bleibt, stellt Reid ins Zentrum ihres Romans, um es von allen Seiten zu beleuchten und satirisch zu überzeichnen.

Szenisch und dialogisch erzählt die 1987 geborene Autorin, die in Manhattan jahrelang selbst die Kinder reicher Eltern hütete. Sie wechselt dabei zwischen der Sicht Emiras, die als Erste in ihrer Familie aufs College ging und nun orientierungslos durchs Leben treibt, und der Sicht der Marketing-Expertin und Mutter Alix. Deren Karriere beginnt als Produkttesterin auf Social Media, dann kommen Bewerbungs-Workshops dazu. Als eine Workshop-Teilnehmerin mit dreißigtausend Instagram-Followern Alix öffentlich

fürs Verfassen eines Briefs dankt, der ihr die Türen begehrter Unis öffnet habe, wird Alix über Nacht zu einer Marke. Aus den Hashtags #writealletter und #LetHer kreiert sie ihren Instagram-Namen #LetHerSpeak, bald darauf wird sie ins Fernsehen und zu Workshops eingeladen, wenn es ums Thema Frauen und Beruf geht. »Ihre Begeisterung für kostenlose Testprodukte verwandelte sich übergangslos in eine Philosophie über Frauen, die sich Gehör verschaffen«, bilanziert Reid bissig.

Dass Emira im Supermarkt festgehalten wurde, passt nicht zu Alix' Image und ist ihr peinlich. Sie wirbt um Emiras Freundschaft. Einmal bietet sie Emira Wein an und fragt, ob sie auch sonst welchen trinke. Meistens nur aus dem Karton, antwortet Emira, sie sei kein Connoisseur. Alix stutzt: »Sie wusste, dass Emira am College studiert hatte. (...) Aber wenn sie Ausdrücke wie *Dope Bitch* oder *Y'all Already Know* auf ihrem Handy gesehen hatte, war Alix verwundert und zutiefst beleidigt, nur um sich im nächsten Moment dafür zu schämen. Denn warum

sollte Emira das Wort nicht kennen?« Am Ende von Alix' Bemühungen steht keine Freundschaft, sondern ein Job für Emira als Ganztagsbetriebskraft. Was die Frauen miteinander verbindet, ist das Geld.

Dass Rassismus in den USA nur verstehen kann, wer sich mit dem Thema Klasse auseinandersetzt, lässt der Roman als so etwas wie seine Grundüberzeugung erkennen, indem er sie in straff komponiertem Plot, mit Witz und Sinn für Ambivalenzen vorführt. Das Augenöffnen für schmerzliche Wahrheiten betreibt Reid mit einer Lust, die Peinlichkeit zum poetischen Prinzip erhebt. Man möchte sich vor Freundschaft krümmen angesichts von Taten und Äußerungen, die so komisch wie furchtbar sind, weil jedes Mal ein Mensch sich blamiert, indem er einen anderen verletzt. Nicht immer verläuft der Konflikt zwischen Schwarz und Weiß. Tamra ist Afroamerikanerin, Schulleiterin und diejenige unter Alix' Freundschaften, die am eifrigsten zu einem manipulativen Umgang mit Emira rät.

Eine der interessantesten Figuren ist Kelley, er hat den Vorfall im Supermarkt gefilmt. Er ist Emira

sympathisch, sensibel für Rassismus und mit Afroamerikanern befreundet. Für Emira verkörpert er das Versprechen, ethnische und ökonomische Unterschiede hinter sich zu lassen – wenn nicht im Arbeitsleben, dann in der Liebe. Ob Kelleys *woekness* Emira vergessen lassen kann, dass er als weißer Mann mit IT-Job so viel privilegiierter dasteht als sie? Zu dieser Frage passt, dass Kiley Reid ihrem Roman ein Motto aus einem Buch von Rachel Sherman über Wohlstandsgeste vorangestellt hat. Nach Sherman verleiht die Sensibilität der urbanen weißen Oberschicht für Rassismus und ihr Glaube an Diversität Wohlstandsgewinn wie dem zwischen Emira und Kelley den Anschein des Unproblematischen, sodass sie fortbestehen können. Daran mag etwas sein. Für Reids Roman spricht vielmehr, dass Soziologie allein nicht ausreicht, um Emira und Kelley zu verstehen.

Kiley Reid: *Such a Fun Age*. Roman; aus dem Engl. von Corinna Vierkant; Ullstein, Berlin 2021; 352 S., 22,- €, als E-Book 17,99 €